

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badische Presse. 1890-1944 1908

584 (15.12.1908) Unterhaltungsblatt Nr. 100

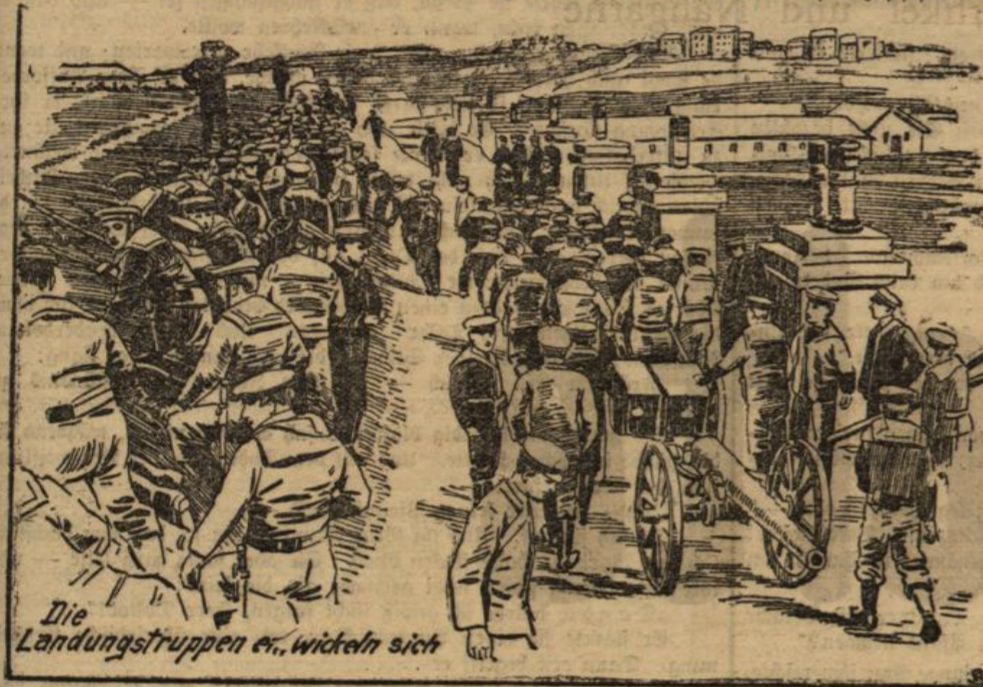
Die englischen Invasionsmanöver im Kanal.

Die Engländer sind durch allerlei Invasionsromane, nicht zum wenigsten aber durch Lord Roberts, so nervös geworden, daß sie bereits allen Ernstes mit einer deutschen Invasion rechnen. Um die ängstlichen Gemüter einigermaßen zu beruhigen, hat man daher Invasionsmanöver veranstaltet, von denen wir heute einige Bilder bringen. Daß diese Manöver selbstverständlich mit dem Sieg der Verteidiger endeten, braucht kaum betont zu werden. Nachdem vor längerer Zeit ähnliche Manöver an der schottischen Küste veranstaltet waren, hat man in der vergangenen Woche solche am Kanal unmittelbar bei Portland vorgenommen, an einer Stelle, wo das hochgelegene Fort Verne den Kü-



stenichung ausübt. Wir wollen hier gleich bemerken, daß es weder einer deutschen Invasionsarmee jemals einfallen würde, die englische Kanalküste zum Angriffspunkt zu wählen. Schon aus diesem Grunde erscheint daher der Zweck des Manövers verfehlt.

Die Angreifer unterstanden dem Kommando des Lord Berezford, des Kommandanten des Kanalgewaders. Der Heberfall schien zunächst zu gelingen. Selbst die schweren Schiffsgeschütze sowie die Meitlere für die Offiziere wurden glatt an Land gebracht, desgleichen wurde die an der Küste liegende erste Schanze der Verteidiger im ersten Anlauf von den Angreifern genommen, die dort sogar ein Geschütz erbeuteten, dessen Räder den Dienst verlagert hatten. Dann aber wandte sich das Blatt und die Angreifer mußten unter dem Hurra der Mägen und der begeisterten Zuschauer zurück in die Boote. Die ganze Sache ist kaum ernst zu nehmen und entbehrt einer gewissen Theatralik nicht.



Um zwei Taler.

Humoreske von Reinhold Ortman.

(Nachdruck verboten.)
 Doktor Ludwig Trautner atmete hoch auf, als er in Untermensing den Zug verließ. Dem Himmel sei Dank — für die Dauer von vier- undzwanzig Stunden war er der Enge seiner vier Wände entronnen, und statt der dumpfen Atmosphäre eines überheizten Zimmers umfing ihn köstlich reine und frische Gebirgsluft. Freilich, er war ein Wagnis, dieser Ausflug! Denn wenn des Schicksals Tüde just heute den ersten Patienten in sein einsames Wartezimmer führte, auf den er nun schon seit etlichen Wochen vergebens harnte — er würde sich sein Fernsein nie vergeißen können.

Einstweilen ließ er sich jedoch durch diesen angenehmen Gedanken die Freude nicht verkümmern. Wie lange war es doch her, daß er die baumreichen Berge nicht mehr in ihrer Winterberücktheit gesehen hatte! Seitdem ihn das ärztliche Studium in die verschiedensten Städte des Deutschen Reiches geführt hatte, war er ihnen untreu geworden. Und nun war sein Entzücken an ihrer weißen, blendenden Schönheit um so

größer. Das Dörfchen, durch das er schritt — wie war es doch freundlich und freundlich! Wie viel erzählte der Rauch, der über den schneebedeckten Dächern aufstieg, von warmen, anheimelnden Herdwinkeln und von dem stillen Glück derer, denen gebadene Krapsen einen Festtag machen! — Und hinter den Häusern — wie schmiegte sich da der Wald mit seinen hohen Tannen, deren Grün dunkel durch die Schneelasten schimmerte, an die kuschigen Hänge! Und wie hell scholl das Jauchzen der Kinder, die mit rot gestorenen Wangen und leuchtenden Augen auf ihren kleinen Schlitten jeden Hügel hinunterlaufen!

Es war so kalt, daß der Schnee unter seinen Füßen knirschte, aber die Kälte wirkte auf den jungen Arzt wie ein erfrischendes Bad. Er hatte es dem Zufall überlassen, ihr ein Ziel zu bestimmen, und der Zufall unterzog sich willig dieser Aufgabe. Er führte ihn vor ein Schild, auf dem in mächtigen Buchstaben „Zur neuen Rodelbahn“ zu lesen war, und nach einem kurzen Bögern schlug Trautner die Richtung ein, in die dieses Schild wies.

Da kam er durch einen Teil des Ortes, den er noch nicht kannte. Eine Anzahl Villen und Landhäuser waren hier entstanden, und an

einer Stelle, wo sich früher seinem Trimmern nach ein bescheidener Kellner Gasthof befunden hatte, erhob sich jetzt ein prunkendes Hotel. „Nadelstücken zu vermieten“, las der junge Arzt. Beim Anblick des besetzten Kellners aber, der ihm gegen Entlohnung eines angemessenen Obolus das ziemlich primitive Fahrzeug ausshändigte, gedachte er nehmlich der niedlichen jungen Kellnerinnen, die hier ehemals hungrige und durstige Gäste gelabt hatten.

Nachdem er dann bergauf, und mehr als einmal mußte er tief in den Schnee steigen, um herabstauenden Modernen Platz zu machen. Und dann fauste er selbst herab von der Höhe. Aber es zeigte sich, daß er doch ein wenig aus der Übung gekommen war in den letzten Jahren. Bei einer starken Kurve versagte sein Lenkergeschick, und während sein Schlitten sich tief in einen Schneehaufen bohrte, flog er selbst mit ungeheurer Vehemenz über diesen Schneehaufen hinweg, um nähere Bekanntschaft mit einer Kanne zu machen, die zum Dank für seine innige Umarmung ihre Zweige schüttelte und eine kleine Lavine auf ihn herabbandte.

„Da hätte ich ja nun wohl meinen ersten Patienten,“ dachte er während er sich von der kalten Decke zu befreien suchte. Aber zu seinem Erstaunen hatte er sich nichts gebrochen und nichts verrent, und nach wenigen Minuten schon waren seine Gliedmaßen so weit wieder gebrauchsfähig, daß er seinen Weg zu Tal fortsehen konnte. Freilich nicht auf dem Schlitten, sondern in einem sehr langsamen Tempo zu Fuß. Die Lust zum Nadeln war ihm vergangen; und das freundliche Lächeln der ihm Begegnenden, die die Spuren seines Unfalles wahrnahmen, konnte ihn nicht dazu veranlassen, sein Heil noch einmal zu wagen.

Nachdem er sich in das Hotel, und nachdem er sich von dem besetzten Ganymed den Schnee hatte abklopfen lassen, ließ er sich bei einer Flasche Rotwein nieder, um neue Kräfte aus dem edlen Nebenfaß zu trinken. Und er gewann nicht nur seine Kräfte zurück, sondern er fand auch seinen gesunden Appetit wieder, der bei der Erschütterung seines inneren Menschen spurlos verschwunden war und eher einem gegenteiligen Gefühl Platz gemacht hatte. Er ließ sich sein Mittagessen bringen, und es mundete ihm viel besser, als er zu hoffen gewagt hatte. Wohlgeliebt lehnte er sich in seinem Stuhl zurück, und nachdem er auch noch einen schwarzen Kaffee zu sich genommen hatte, entschloß er sich zu einem Spaziergang, der freilich nicht wieder mit einer Nadelpartie enden sollte.

Er rief den Kellner, um zu zahlen. Aber während der Jüngling ihm die Rechnung zusammenstellte, fuhr er immer ungestümer mit den Händen in den Taschen herum, und immer bezweifelnder durchwühlte er ihren Inhalt.

„Ich — ich habe mein Portemonnaie verloren,“ flötete er endlich fassungslos. „Weil Nadeln — ich muß —“

Das Ansehen des Kellners zeigte nichts als eisernen Hohn.

„Soll das vielleicht heißen, mein Herr, daß Sie nicht bezahlen können?“ fragte er, und seine Aussprache zeigte dem unglücklichen Doktor, daß er es nicht einmal mit einem geborenen Bayern zu tun hatte, bei dem er noch allenfalls auf Mitleid und Gutmütigkeit hätte rechnen können.

„Ich sagte Ihnen doch, daß ich mein Portemonnaie verloren habe,“ wiederholte er voller Verzweiflung. „Ich bin beim Nadeln gefürzt — dabei muß es mir entfallen sein.“

„Oh — solche Unglücksfälle kenne ich schon,“ entgegnete der Unmensch. „Glauben Sie nur nicht, daß ich darauf hereinfalle.“

„Herr!“ brauste der Weidwilt auf. „Ich bin der praktische Arzt Doktor Trautner aus München!“

„Nun? — Ich will mir keinen Beinbruch von Ihnen kurieren lassen. Sie sind mir sieben Mark dreißig schuldig; — Sie müssen bezahlen!“

„Könnte man nicht vielleicht nach München telegraphieren oder —“

„Gallen Sie mich doch nicht für einen Einfaltspinsel, Verhöhrter! — Sie wissen so gut wie ich, daß die Telegraphenämter in Bayern am Sonntag nachmittag geschlossen sind.“

„Ich werde Sie bezahlen!“ schleuderte ihm Trautner mit Betachtung ins Gesicht. „Wollen Sie diesen Ring als Pfand nehmen?“

Der Ganymed betrachtete den Ring, den der junge Arzt ihm reichte, mit äußerstem Mißtrauen. Aber er sagte schließlich:

„Ich muß wohl — denn es hat ja keinen Zweck, wenn ich Sie verhaften lasse.“

Fünf Minuten später stand Trautner auf der Straße. Voll Jünggrimm lief er zum Bahnhof, fest entschlossen, diesen unverschämten Gefellen wegen Verleumdung zu verklagen, sobald er ihn bezahlt hatte. Aber als er dann vor dem Willethaltler stand, fiel es ihm mit zermalender Macht auf die Seele: er hatte ja nicht einmal die sechs Mark, um die Fahrkarte nach München zu bezahlen! — Hätte er doch nur den Menschen hier gehabt, der zuerst auf dem Gedanken gekommen war, die Reibbillets abzuschaffen. Er hätte ihm — hm, hätte ihm allerlei Angenehmes zu sagen gehabt. Was sollte er nun beginnen? — Vielleicht nach München zu Fuß laufen? Oder die Nacht in einem Heuschaber zubringen? Oder — oder — — Hundert Verwünschungen in reinster oberbayerischer Mundart fielen ihm ein, aber nicht eine Möglichkeit, wie er sich aus dieser Fatalität helfen konnte.

Zwei Taler! Was hätte er dem zuliebe getan, der ihm jetzt zwei Taler gegeben hätte! — Vielleicht fand er ja Portemonnaie wieder?

Er konnte es ja nur bei jener Unglücksstunde verloren haben. Suchen mußte er auf jeden Fall darnach.

Er suchte. Er suchte eine halbe Stunde lang, aber er trug nichts davon als kalte Füße und frosterstarrte Finger. Und mit einem Herzen voll bittersten Lebensüberdrußes stieg er wieder bergab.

Langsam wanderte er wieder dem Bahnhof zu, obwohl es nicht ersichtlich war, warum er gerade dahin ging. Da — da — wer kam ihm denn da entgegen? — Das war ja —

„Fräulein Mehring! Was für ein gültiges Schicksal führt mich denn hier mit Ihnen zusammen? Sind Sie vielleicht auch zum Nadeln gekommen?“

So ungestüm war seine Freude, daß sie ein allerliebtestes Rot auf die Wangen des jungen Mädchens zauberte, der die Begrüßung galt. Aber es schien nicht, als wäre sie dem jungen Arzte böse darum.

„Nein, heut wollte ich nicht nadeln,“ erwiderte sie, nachdem sie ihm die Hand gereicht hatte, die er an seine Lippen führte. „Ich bin auf dem Weg nach Haus.“

„Nach — Haus —?“

„Ja, freilich! — So wissen Sie vielleicht noch gar nicht, daß mein Onkel hier eine Villa hat? Ich bin seit mehreren Wochen bei ihm zum Besuch.“

Allen Sogen des Himmels flehte Trautner auf diesen Onkel herab, der den begnadeten Einfall gehabt hatte, gerade hier sein Haus zu bauen. Der Mann würde ihm doch wohl zwei Taler leihen! Denn Fräulein Elsi — nein, die konnte er unmöglich anpumpen. Ganz unmöglich! Von allen Menschen auf Erden gerade sie am wenigsten.

„Mein Onkel wird sich gewiß sehr freuen, Sie kennen zu lernen,“ plauderte Fräulein Mehring weiter, als sie Seite an Seite ihrem Heim zuschritten. „Ich habe ihm schon von Ihnen gesprochen. Sie werden doch auf ein Stündchen mit hereinkommen, nicht wahr?“

Auch unter anderen Umständen hätte der junge Arzt gewiß nicht die Kraft gehabt, einer solchen Aufforderung zu widerstehen. Heut aber bedeutete sie ihm ja die Rettung aus den schrecklichsten Nöten. Und er erklärte daher so feurig seine Bereitwilligkeit, daß über Fräulein Elsis Wangen zum zweitenmal jene seine Rote huschte, die sie so reizend kleidete.

Sie führte ihn in ein freundliches Wohnzimmer, dessen angenehme Wärme den halb erfrorenen Gliedmaßen des armen Doktors überaus wohlthat, und sie bat ihn, sich einen Augenblick zu gebulden, während sie ihren Onkel benachrichtigte. Aber mit der niederschmetternden Botschaft kehrte sie zurück, daß er ausgegangen sei — und daß er nicht hinterlassen habe, wann er zurückkehren wollte.

Elsi Mehring bat ihn zwar, diese Mühsel zu erwarten; und wenn sie wohl auch halbwegs erwartet haben mochte, daß er ihrer Aufforderung nicht nachkam, so ließ sie es ihm doch nicht entgehen, als er ihre Erwartung täuschte. Er blieb, und er bemühte sich krampfhaft, sie gut zu unterhalten. Aber er konnte seine Verlegenheit und seine Befähigung nachschieben doch nicht völlig verbergen, und seine Befangenheit schien endlich auch Fräulein Elsi anzufallen. Die Unterhaltung wurde immer einfüßiger und stockender, und als beinahe zwei Stunden verfließen waren, ohne daß der Onkel auf der Willflache erschien, da erkannte der bedauernswerte Doktor, daß er nicht länger warten durfte. Aber es hätte ja geradegu einen Selbstmord bedeutet, wenn er sich ohne die unglückseligen zwei Taler entfernte. Und nach wiederholtem Häuspern sagte er mit einer Stimme, die noch immer belegt klang:

„Fräulein Elsi — ich — ich habe Ihnen ein Gefändnis zu machen.“

Sie wurde merkwürdig blaß und sah vor sich nieder, während sie die Hände im Schoß faltete. Und mit dem Todesmute der Verzweiflung fuhr der Doktor fort:

„Ich — ich habe keinen Pfennig Geld —“

Da sah sie auf. Und ihr Blick verirrte ihn so, daß ihm buchstäblich das Wort im Halse stecken blieb. Sie aber sagte ganz leise — und ihre Verwirrung schien nicht geringer als die seine:

„Da n a ch würde ich gewiß nicht fragen, Herr Doktor!“

Er starrte sie einen Augenblick an, wie eine überirdische Erscheinung. Dann erst begriff er

Der Onkel fand ein glückliches Brautpaar, als er endlich nach Haus kam. Und als ihm Doktor Ludwig Trautner in seiner Unterredung unter vier Augen seine Verhältnisse dargelegt hatte, da hatte er auch nicht gegen die Verlobung einzuwenden — obwohl es den Schluß dieser Unterredung bildete, daß der junge Arzt sich zwei Taler von ihm borgte.

Humoristisches.

Aus dem Examen. Professor: „Schade, Herr Kandidat, daß Ihr ganzes Wissen aus einer geschlossenen Kette von größeren und kleineren Lügen besteht!“

Verpflichtet. „Lieber Freund, es wird dir wohl nichts anderes übrig bleiben, als die häßliche Tochter der reichen Bankierswitwe zu heiraten.“

„Gernigt nicht . . . werde die Mutter nehmen müssen.“

Der richtige Titel. „Euer Verein ist ja eines Defizits wegen in Trümmer gegangen?“ — „Ja; wir gründen aber wieder einen neuen unter dem Namen: Die Geleiteten.“

Die letzte Reichstagsitzung vor den Ferien.

Unser heutiges Bild führt unsere Leser zu die letzte neunstündige Reichstagsitzung, nach der das Parlament in die Weihnachtsferien ging. Zur Beratung stand der Etat. Nachdem der Reichskanzler schon in den vorigen Sitzungen gesprochen hatte, führte in dieser Sitzung Staatssekretär v. Schön das Wort, zeitweise von Staatssekretär v. Bethmann-Hollweg unterstützt. Unser Bild stellt das Moment dar, in dem der sozialdemokratische Abgeordnete Ledebour dem Staatssekretär v. Bethmann-Hollweg zur Frage des Vereinsrechtes den Vorwurf macht, daß er mit gewollter Doppeldeutigkeit über die Frage der Befreiung der gewerkschaftlichen Versammlungen von dem § 7 des Vereinsrechtes gesprochen habe. Präsident Graf Stolberg lauscht den Worten des Redners gespannt, um ihm gleich darauf einen Ordnungsruf zu erteilen. Unser Bild ist gleichzeitig aus dem Grunde bemerkenswert, weil es einen Blick auf das Gemälde des Münchener Professors Janz gestattet, das in den letzten Tagen so vielfach besprochen wurde und dessen Annahme durch die Reichstagskommission zweifelhaft geworden ist. Speziell hat die eine Soldatenfigur Widerspruch erregt, welche eine erbeutete französische Fahne vor dem Kaiser so tief zum Grabe zu Boden senkt, daß eine irrtümliche französische Ansicht dahin ging, daß die Fahne im Staube schleife. Unsere Leser können die Figuren im Vordergrund des Bildes deutlich erkennen.



Die Weihnachtssitzung des deutschen Reichstages.

(Nach Janz, München)

Im Herbst des Lebens.*)

Aus alten Sagenbüchern abgerissene Wälder und Sprüche von Hans Thoma.

Parabel.

Was hat nur der alte Adam getan,
Niemand mit ihm zufrieden, überall abgetan,
Wald zieht man den neuen Menschen an, ja noch mehr,
Wenn's uns fröhlich, so muß der Uebermensch her.

Der alte Adam ist doch auch von Gott geschaffen
Nach all dem Geier, nach Löwen und Affen.
Er macht es niemand mehr recht — läßt nichts an ihm gelten,
Ist etwas verfehlt — der Adam war's wieder — hört man schelten.

Seit Gott ihn aus dem Paradiese vertrieb,
Den alten Adam hat niemand mehr lieb,
Wir kennen ihn zu gut — wissen von ihm zu genau
Und ebenso steht es mit Eva, der Frau.
Dah' wir im ganzen nicht viel über sie hinausgekommen,
Das wird den guten Miten heute noch übel genommen.

Nur einmal, 's ist lange schon her, sah ein Hirte am Rain,
Er starrte in den Grasbusch — hinter ihm weideten Schafe oder Schwein —

Dort lag eine Kröte und glöhte ihn an,
Da kam zugleich Lachen und Weinen ihn an;
Sein bewegt Gemüt zwang ihn niederzuknien:
„Wie danke ich Gott, daß ein Mensch und keine Kröte ich bin!“

*) „Im Herbst des Lebens“ nennt sich das prächtige Erinnerungsbuch, das Altmeister Hans Thoma in diesen Tagen im Verlag der „Süddeutschen Monatshefte“ erscheinen ließ. Aus dem reichen Inhalt des Buches, auf das wir an anderer Stelle zurückkommen, teilen wir hier eine interessante Sammlung von Sprüchen der Lebensweisheit mit.

Bei des Lebens Irrgangswegen,
Wie wär' ich da so schlimm gefahren,
Wenn nicht des tiefsten Ernstes Segen
Mich vor Umsturz konnte wahren!
Doch ohne meinen Reichtum, ihn auch will ich preisen,
Stedt ich noch tief in ausgefahrenen Gleisen.

A: Das Was ist ganz einerlei, in der Kunst entscheidet nur das Wie.

B: Das Wie ist ganz einerlei, in der Kunst kommt es nur darauf an, was daraus wird.

Das Edelwild Kunst wird gar oft von dem grauen Gunde Theorie lahm geholt.

Wer mehr will, als er kann, ist ein Dilettant,
Wer das will, was er kann, ist ein Talent,
Wer mehr kann, als er will, ist ein Genie.

Es gibt eine Kunst, die leicht ist,
die ist aber schwer zu erlernen,
so daß es nur wenigen gelingt.
Es gibt eine Kunst, die schwer ist,
die ist ziemlich leicht zu erlernen,
so daß es gar vielen gelingt.

Nichts ist mir so verhaßt, wie die Reklame; — möchten doch alle Zeitungen es verkündigen, wie sehr ich die Reklame hasse. —

Zur Verwirrung der Kunstbegriffe.
Die unklaren Ideen über die einfachsten Dinge in der Kunst sind heutzutage Gemeingut aller Gebildeten geworden.

A. Ich bin sehr bescheiden und es fehlt mir oft an Selbstvertrauen; ich würde auch bei den vielen Angriffen, denen meine Bilder seit Jahren ausgesetzt waren, mißlos und zweifelnd geworden sein, wenn nicht einer der besten Kunstkenner, die jetzt leben, mich immer wieder ermuntert hätte.
 B. Ja, wer war denn dieser Kenner?
 A. Der bin ich selber.

Daß der Künstler Eigenes geben soll, dem stimmen gar viele zu, die dann verlangen, daß dies Eigene ganz so aussehen solle, wie sie es sich denken.

Je persönlicher ein Künstler ist, desto weniger Einfluß haben Zufälligkeiten und Ereignisse des Lebens, die ihm persönlich zustößen, auf sein eigentliches Wesen und Schaffen.

Eine schöne Sache, eine gute Sache, eine seltene Sache ist ein Kunstkenner ohne Hochmut.

Herrenrechte hat nur der, der sich selbst beherrschen kann.

Mancher Lump, um nicht bescheiden zu sein, erklärt sich für eine Herrennatur — aber auch muß manchmal ein Bescheidener, um nicht für einen Lump gehalten zu werden, dieses tun.

Wer das Mitleid für Schwäche erklärt, der sollte zuerst das weiche Mitleid mit sich selber abschaffen.

Gott verlangt nie, daß man ihm schwört, es ist eine bekannte Sache, daß der Teufel dies schon öfters verlangt hat.

Chliche Leute, brave Männer waren jedenfalls die, welche die Ehebrecherin vor Jesu brachten, damit sie sie steinigten. Als Jesus sagte: „Wer von Euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie“, da stürzten sie sich zurück, weil dadurch gar viele ihre Sündlosigkeit beweisen wollten.

Willst du nicht mitneiden
 Und auch nicht mitleiden,
 Und bleibst ruhig, so wie du bist,
 Wird mancher brünnig von dir scheiden
 Und sagen: Ist das ein Egoist!

Nur ein heiliger Mann durfte in seinem hohen Alter seinen Mitmenschen zurufen: „Kindelein, liebet einander!“ Ein gewöhnlicher alter Mann, den das Leben müde und mild gemacht hat, darf aber doch die Mahnung aussprechen: Brüder, haßet einander nicht!

Adamas' Äpfel verjüngen alte Götter,
 Alten Menschen sind sie Gift.

Wenn der Körper alt wird, so erscheint das Leben, mit dem man einst froh getanz hat, nur noch wie ein Gespenst, vor dem die Seele nach und nach Furcht bekommt. Vielleicht fürchtet sie sich aber auch vor dem Körper, der nicht mehr tanzen kann.

O, Erde, nur noch einen Sehen Will,
 Du willst das Aug', das du geliebt, wieder;
 Ich hab es nicht verborben, etwas müd nur sind die Lider;
 Es war ein gutes Augenpaar, ich geh' es dir mit Dank zurück.

Präsident Castro in Berlin.

— Nun ist der Diktator Venezuelas, der einst auch den Deutschen recht wenig freundlich sich erwies, in Berlin angekommen. Castros Fahrt von Bordeaux nach Berlin, wo er sich bekanntlich bei Geheimrat Professor Israel einer Operation unterziehen will, gleich mehr oder weniger einer Schaustellung durch die Lande, die er am meisten brüskiert hat. Montag Abend traf Castro mit dem fahrplanmäßigen Zug in Berlin am Bahnhof Zoologischer Garten aus Köln ein, und aus einem großen, für den Präsidenten Castro reservierten D-Zug-Wagen kamen nach und nach bezahlende Herren und modern gekleidete Damen. Auf einmal schob sich auch eine kleine Gestalt, den grauen weichen Filzhut auf dem Kopfe, das nicht gerade sympathische Gesicht mit einem schwarzen Spitzbart umrahmt, aus dem Wagen. Herren, die zum Empfang da waren, verneigten sich ehrerbietig vor dem Fremden. Das war also Castro, der Präsident von Venezuela. Er schien recht aufgeräumt zu sein. Auch die Niesenmiggerrdame, die Castro extra aus Venezuela importiert hat, um bei den Berliner Garderegimenten etwas renomieren zu können, verließ hinter ihm den Zug. Castro mit seinem „Gefolge“ passierte dann wie jeder andere Sterbliche die Personsperrre, und begab sich zu den bereit stehenden Autos. Ein besonders eleganter Kraftwagen, mit venezolanischen Fahnen geschmückt, nahm den Präsidenten mit seiner Gemahlin, einer kleinen, freundlich dreinblickenden schiden Dame auf. Man ößf-ößfte ab

Vor dem Eplanadehotel in der Bellevuestraße war man voller Erwartung des erwarteten gut zahlenden Gastes. Die Fürstenzimmer und außerdem noch eine ganze Flucht von Hotelräumen waren von dem Präsidenten Castro und seinen Leuten vorher bestellt worden. An dem großen Fahnenmast wehte die deutsche Flagge neben der venezolanischen Tricolor, rot-blau-gelb mit weißem Sternenzweig, in der Mitte. An dem Festsaalange harrten die Direktoren und das gesamte rotbetriehte Hotelpersonal in Frack und hoher Auffstellung, wie bei einer Paraderöffnungsvorstellung im Zirkus die Stallente es tun und warten, bis der Chef sich vor dem Publikum verneigt. Das viele Publikum hatte sich auf der Straße angesammelt. Die Polizei sah auch hier von jedweder Abspernung ab. Nur ein Schutzmann war ganz auherhalb auf der Bellevuestraße postiert. Bald ratterten die Automobile heran und fuhren vor. Castro hält auf Entree. Er hatte die Flagge von Venezuela vorausgeschickt, damit sie sofort auf dem Hotel gehißt werden könne, wenn er das Hotel betritt. Der Reichsmarschall hatte auch den Wunsch geäußert, der Präsident möge bei seiner Ankunft von der Hotelhauskapelle mit der venezolanischen Nationalhymne begrüßt werden. Draußen auf der Straße hörte man allerdings nichts von den Klängen. Aus der Umgebung des Präsidenten erfährt man, daß es entgegen den verschiedenen Zeitungsmeldungen nicht geschieht, wie lange der Präsident in Berlin bleiben wird. Es hängt dies lediglich davon ab, wie Professor Israel den Patienten gesundheitlich finden wird und wie lange er glaubt, ihn behandeln zu müssen.



Präsident Castro.

Was die politische Mission Castros in Berlin betrifft, so steht fest, daß die deutsche Regierung sich Castro gegenüber völlig passiv verhalten wird. Wohl wird man ihm, wie jedem Fremden, die übliche deutsche Gastfreundschaft nicht versagen. Aber irgendwelche Entscheidungen gegen den Mann nicht zu treffen. Es ist nicht ausgeschlossen, daß Castro werden wird, Deutschland zu einer Stellungnahme im Streite zwischen Venezuela und Holland zu bewegen. Selbst in diesem Falle wird man dem Präsidenten keinesfalls die Ehre schenken, aber ihn ebenso höflich wie deutlich zu verstehen geben, daß Deutschland sich in diese Angelegenheit nicht einmischen will, nicht einmischen wird und auch nicht einmischen kann.

Noch eine weitergehende Absicht will Castro in Berlin verfolgen, er hat nämlich vor, Deutschland mit zu einer Anleihe zu bewegen. In Berliner leitenden Kreisen hat man für diese Pläne des Präsidenten nur ein resigniertes Lächeln, denn die deutsche Finanzwelt ist gegenwärtig so stark engagiert, daß sie nicht noch Lust verspürt, den hochstehenden Plänen dieses exotischen Mannes willfährig zu sein. In den nächsten Tagen wird sich Publikum anjammeln, wenn der Präsident durch die Straßen fährt, dann aber wird er nichts mehr sein wie jede andere Fremde in Berlin: Ein Hotelgast!

Allerlei.

* **Wohltätigkeit im Gefängnis.** In der Strafanstalt Magdeburg (Ostpreußen) sammeln acht Gefangene aus dem Erlöse ihrer Arbeit 15,80 M und liehen das Geld für die Hinterbliebenen der auf Zuchthaus verurteilten Verurteilten zur Weiterbeförderung dem Hilfskomitee in Köln zugehen.

* **Kollision mit einem Dampfer.** Der Dampfer „Droha“ von der Orientlinie, der am Montag in Liverpool eintraf, kollidierte im Nordsee mit einem 25 Fuß langen Dampfer und spießte ihn am Bug auf so daß das Schiff halten mußte, um sich von dem seltsamen Hindernis zu befreien. Obwohl das Meer gehener eine fürchterliche Wunde hatte, fuhr es doch gleich nach seiner Befreiung voll Mut und mit geöffnetem Masten auf das Dampfschiff los. Das Wasser rings umher war von dem Blut des Niesenfisches gefärbt als der „Droha“ den Schauplatz des Kampfes verließ.

Für die Redaktion verantwortlich: Albert Herzog.
 Druck und Verlag von Ferd. Ziegler in Karlsruhe.